



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Literaturblatt der Grenzboten.

1850

feiner affentirt, aber den armen Pflüger aus mein'n Ort, der 'ne Hasenschart' hat und der einzige Sohn von 'ner alten Wittib is, den haben's in die weiße Jacken gesteckt. Und gelov't is, glaub' ich, auch gar nit worden, wenigstens hat Keiner den Topf gesehen oder geschaut, ob's richtig dabei zugegangen is. Lauter Lug und Falschheit! — Für'n Pflüger, bemerkte einer der Bauern, wird's auch kein Unglück sein; besser Soldat, wie den ganzen Tag zu Haus Holz hacken. —

Geht mir aus! rief der Fuhrmann. Ich wär lieber ein Jagdhund oder mein eigenes Pferd als ein Soldat. Wenn's mich träf, ich thät desertiren oder meinem Korporal 'ne Radstang' um den Kopf schmeißen, daß es aus wär'. Wißt Ihr denn auch, wozu man die Soldaten all's brauchen thut? Ich will Euch nur Eins erzählen. In Wien unten haben sie einen armen Teufel hingericht', weil er einmal im Trunk sein Maul aufgemacht hat. Nun wie der kleine schwächliche Kerl gebunden an der Mauer steht und die Jäger sollen ihn abthun, so denken die: der hat uns nie etwas zu Leid gethan und sieht aus, als könnt' er keiner Fliegen auf den Kopf treten. Es sind am End auch Menschen, die Soldaten, und da haben sie schreckhaft zu zittern anfangen, der kalte Schweiß ist ihnen über's Gesicht gelaufen, und wie's heißt Feuer!, so fehlen sie, der Gebundene krümmt sich, wie'n Wurm auf der Erde und sie müssen noch einmal, — genug, ich dank' für des Kaisers sein Brod und des Kaisers sein' Rock; denn solche Sünd' und Schand wird sein Lebtag nit vergessen. — Ich will euch was sagen, fuhr er fort. Ihr wißt's nicht, aber die Spagen auf den Dächern wissen's und die Winde in den Wäldern pfeifen's. Denkt an mich, anno 50 werden die Herrn todt geschlagen! — Sauber! sagte der Wirthssohn, während die Andern stumm die Köpfe schüttelten; und das sagst du hier gleich 'nem Herrn in's Gesicht, — auf mich deutend. — Ah, entgegnete er lächelnd; das ist was Anderes. Dem seb' ich's an, er ist kein Herr und kein Diener, sondern ein freier Mann! B'hüt' Ent Gott! — Damit erhob er sich und, mit der Peitsche knallend, ging er draußen mit langen Schritten neben seinem fortrasselnden Wagen her.

Ich sah dem naiven Gefühlspolitiker lange nach und dachte: Wehe, wenn das Schicksal einst als rother Fuhrmann die ganze Last von Sünden und Leiden der Gegenwart bis in diese Berge heraufstrüge, um dieses Volk zum Fanatismus zu entflammen! Denn mit eiserner Treue hält es fest an dem Herrn, dem es glaubt; unerbittlich würde es dem Herrn auf den Nacken treten, dem es zu glauben verlernt hat. Aber die Luft ist hier kühl und das Blut der Menschen entzündet sich langsam. Bis dahin kann Alles gut werden. Der fromme Wunsch des Pfaffen wird so wenig in Erfüllung gehen wie die Voraussagung des Fuhrmanns, und damit Gott befohlen, östreichisches Oberland! --

Literaturblatt der Grenzboten.

Mémoires d'outre-tombe par Chateaubriand. Tome I. — Mangel an Geld nöthigte Chateaubriand, diese Memoiren, die er als Erbtheil für seine Frau bestimmt hatte, schon während seines Lebens zu verkaufen. Er hat sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschrieben, und sie sind im Styl wie in der Darstellung sehr ungleich. Dafür haben sie den doppelten Reiz, daß das Leben

des Verfassers zum zweiten Mal durch seine Erzählung durchscheint; neben dem, was er von seinen frühern Tagen berichtet, geht das unmittelbare Erlebniß des Schriftstellers. Ein zweiter Reiz liegt in der wunderbaren Naivität; seine Figuren sind scharf abgerissen, eher in zu grellen Farben, als in den blassen, verschwimmenden, wie sie Herr v. Lamartine in seinen *Confidences* anwendet. Er schmeichelt nie, weder andern, noch sich selber. In einzelnen eingestreuten Bemerkungen tritt die milde Melancholie hervor, welche in seinem *Génie du Christianisme* athmet, aber sie stört seine Schilderung nicht. Es fällt ihm nicht ein, mit seinen Empfindungen zu coquettiren, wie es Rousseau zuweilen auf eine so unerträgliche Weise thut. — Wir holen Einiges aus seiner Jugendgeschichte nach.

Woher es kommt, daß in vielen Biographien Chateaubriand's seine Herkunft eine bürgerliche genannt wird, ist unbegreiflich. Er beweist durch eine Reihe von Documenten, daß er aus einer sehr alten Familie der Bretagne stammt, freilich aus einem verarmten Zweige. Sein Vater, René, Besitzer des Schlosses Cambourg, war ein sehr strenger, adelsstolzer Herr, finster und unzugänglich wie der alte Mirabeau; übrigens Freigeist und in der Politik Frondeur, wie es einem bretagnischen Edelmann damals zustand. Er hatte früher im Seedienst gestanden und in den Colonien seine Glücks-umstände verbessert. Die Mutter, Apolline de Bedée, war aufgewachsen in der Lectüre Fénelon's, Racine's, der Sévigné und — der Anekdoten vom Hof Ludwigs XIV. Sie war in Allem der Gegensatz ihres Gemahls. *Obligée de se taire quand elle eût voulu parler, elle s'en dédommageait par une espèce de tristesse bruyante entrecoupée de soupirs, qui interrompaient seuls la tristesse muette de mon père.* Man sieht, daß der Sohn nicht schmeichelt.

Unser Held, François, wurde im September 1768 geboren. Die ersten drei Jahre wuchs er bei seiner Großmutter in Plancouët auf, dann nahm ihn seine Mutter nach St. Malo. Vier Schwestern und ein älterer Bruder ergänzten die Familie. Er wurde zum Seedienst bestimmt und darum sehr rauh erzogen, auch in Neußerlichkeiten, obgleich er eigentlich von Kindheit auf die Eleganz liebte. Endlich entschloß man sich doch, ihm eine classische Erziehung zu geben; er ward in das College zu Dol geschickt. Sein ausgezeichnetes Gedächtniß ließ ihn in den Wissenschaften die glänzendsten Fortschritte machen. Es ist von Interesse, wie das Blut sich regte, wenn ein guter Vater ihm eine bürgerliche Züchtigung angedeihen lassen wollte; Chateaubriand gesteht zu, daß er auch in spätern Jahren dies Blut seiner Familie nicht verleugnen konnte, trotz seines Liberalismus. Dagegen empfing er einen sehr tiefen religiösen Eindruck, weniger durch die kirchlichen Gewohnheiten, als durch ein bestimmtes Ereigniß: die erste Selbstüberwindung, mit der er die tiefsten Geheimnisse seines jugendlichen Herzens dem Beichtvater enthüllte. In Rennes setzte er seine Studien weiter fort. Endlich sollte er in Brest sein Examen als garde-marine machen, aber eine Begegnung, die in ihm die Lust nach unabhängigen Abenteuern erweckte, stößte ihm plötzlich eine Abneigung gegen den Dienst ein, und er kehrte unversehens nach Cambourg zurück, wo er zum Erstaunen seines Vaters erklärte, sich dem geistlichen Stande widmen zu wollen. Vorläufig gab er sich der Muße des Landlebens hin, verfaßte seine ersten Idyllen und malte sich die künftige Geliebte aus.

Zwei Jahre dauerte dies Traumleben, das eine so krankhafte Richtung nahm, daß er einmal den Versuch machte, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Endlich sollte er sich über seinen Stand entscheiden; er erklärte, er wolle nach Indien gehn und dort sein Glück suchen. Statt dessen verschaffte ihm sein Vater eine Leutnantstelle im Re-

giment Navarra. Auf der Reise nach Cambroy, seiner Garnison, sah er zum ersten Mal Paris. Seine Schwester Julie, Frau von Farcy, die später eine Heilige wurde, und als solche der Feder des Abbé Caron Stoff zu einer Apothecose gab, war damals eine angesehene Weltkame, auch sein ehrgeiziger Bruder machte ein Haus. In der Garnison wurde er schnell der Liebling aller Offiziere, wie er es auch auf der Schule gewesen war, und der Mittelpunkt ihrer geselligen Zirkel. In diese Zeit fällt der Tod seines Vaters (Septbr. 1786); die Familie regulirte die Erbschaft, und zerstreute sich nach allen Seiten, Franz ging auf das Drängen seines Bruders nach Paris, wo er ein sehr einsames und keusches Leben führte, und für einen Dummkopf galt. Er wurde, nachdem er seine Adelsproben gemacht, bei Hofe präsentirt, doch ohne davon einen Nutzen zu ziehn. Dagegen lernte er einige Literaten kennen, deren Umgang auf seine Bildung von Einfluß war: Parny, Guinguéné, Lebrun, Laharpe. Am meisten aber wirkte auf ihn das Haus des Herrn v. Malesherbes ein, mit dem er verschwägert war. Er wurde Philosoph und Freidenker. Das hinderte ihn aber nicht, sich der stürmischen Versammlung des Bretonischen Adels anzuschließen, welche (Decbr. 1788) unter der Anführung des kriegerischen Marquis v. Trémargat gegen die Neuerung der Cour plénière protestirte; ebensowenig, sich in die Clericatur aufnehmen zu lassen, um das Benefiz des Malteserordens zu erhalten. In der Ständeversammlung der Bretagne (Januar 1789) nahm er an dem Kampf des Adels gegen die Bürgerlichen und an seinem Protest gegen die Einberufung der Generalstände Theil. Er kam nach Paris, kurze Zeit bevor die Köpfe von Foulon und Berthier durch die Straßen getragen wurden. Dieser Anblick entfremdete ihn vollständig der Revolution. Mirabeau, den er bei seinen Verwandten kennen lernte, machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß als er berichtet, wie er ihm einmal auf die Schulter klopfte, er hinzusetzt: Je sens encore l'impression de cette main, comme si Satan m'eût touché de sa griffe de feu. Aus den Stürmen des Tages flüchtete er in die Oper, und hing dort seinen Träumen nach. Endlich beschloß er eine weitere Flucht. Ohne alle Hilfsmittel, nahm er sich vor, eine Nordpolexpedition zu machen, und schiffte sich ein, gerade als die Nachricht von dem Tode Mirabeaus sich verbreitete. Hier sah er zum ersten Mal London, wenn auch nur auf eine kurze Zeit. In Philadelphia stellte er sich dem General Washington vor, an den er Empfehlungsbriefe hatte. Aus der Expedition wurde natürlich nichts, doch verlor er sich in die Urwälder, ließ sich eine indianische Tracht anfertigen, und lebte 14 Tage in einer Froschenhütte. Für einen Schüler Rousseaus war es freilich empfindlich, die ersten Froschen, denen er begegnete, nach einer Geige tanzen zu sehn, die ihnen ein Mädchenjunge des General Rohambeau vorspielte. Doch haben die Sitten der Indianer sowie die Natur des Urwalds einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als später der Orient. Er brachte die Idee zu Atala und Chattas mit. Ein Zeitungsblatt, das ihm mit der Nachricht von der Flucht des Königs in die Hände fiel, bestimmte ihn zur schleunigen Rückkehr. Seine Bemerkungen über die Amerikaner sind übrigens gar nicht nebelhaft romantisch, sondern sehr gesund und instructiv. Am 2. Januar 1792 kehrte er nach Frankreich zurück. Kaum ausgestiegen, verheirathete ihn seine Familie, ohne daß er etwas dazu that, mit einer reichen Erbin, Fräulein v. Lavigne. Ueber diesen Charakterzug sagt er selber: Chez moi l'homme public est inébranlable, l'homme privé est à la merci de quiconque se veut emparer de lui, et pour éviter une tracasserie d'une heure, je me rendrais esclave pendant un siècle. —

Ich schließe diesen Bericht mit ein Paar Proben seiner Melancholie. L'impossibi-
Grenzboten. I. 1850.

bilité de durée dans les liaisons humaines, cet oubli profond qui nous suit . . . me ramènent sans cesse à la nécessité de l'isolement. Toute main est bonne pour nous donner le verre d'eau dont nous pouvons avoir besoin dans la fièvre de la mort. Ah! qu'elle ne nous soit pas trop chère! car comment abandonner sans désespoir la main que l'on a couverte de baisers et que l'on voudrait tenir éternellement sur son coeur? — En considérant l'Être entier, en pesant le bien et le mal, on serait tenté de désirer tout accident qui porte à l'oubli, comme un moyen d'échapper à soi-même: un ivrogne joyeux est une créature heureuse. Religion à part, le honneur est de s'ignorer et d'arriver à la mort sans avoir senti la vie. — Je n'assiste pas à un baptême ou à un mariage sans sourire amèrement ou sans éprouver un serrement de coeur. Après le malheur de naître, je n'en connais pas de plus grand que celui de donner le jour à un homme.

The Lancashire Witches. Roman von W. Harrison Ainsworth. In den Engländern steckt bei allem gesunden Verstand, dessen sie sich in ihrer Literatur erfreuen, ein guter Vorrath von Spleen, der in ihren Romanen in der Erscheinung von Hexen, Gespenstern, Todtengräbern, Leichenweibern und ähnlichem wüstem Gefindel gegenständlich wird. Die Nebelbilder, welche in den alten Volksliedern in naiver Furcht auftreten, finden ihre Stelle auch in den größeren Dichtungen. Schon Shakespeare hat mit ihnen reichlicher operirt, als es zur Ausführung einer bestimmten Ideenassociation unbedingt nothwendig gewesen wäre, und Walter Scott, dieser verständige, zuweilen in dem nüchternsten Nationalismus befangene Dichter, zeigt in seiner Braut von Lammermoor und wenn ihn sonst der Nebel seiner Heimath überkommt, daß er die Schauer der Hölle so gut heraufbeschwören kann, als unsere abstracten Teufels-Virtuosen C. T. A. Hoffmann und Andere. Unser Dichter hat das Verdienst, alle seine poetische Kraft auf diesen einzigen Gegenstand beschränkt und es in dieser Branche zu einer Fertigkeit gebracht zu haben, die nicht mehr übertroffen werden kann. Die Art seiner Conception ist dieselbe, welche ich bei Victor Hugo's Notre Dame de Paris auseinandergesetzt habe: er studirt mit minutiöser Genauigkeit irgend ein altes Gebäude, und bevölkert sämtliche Theile desselben mit derjenigen Art von Gespenstern, Ungeheuern und Teufeln, die am Besten für die Lage desselben passen. So ist der Mittelpunkt seines Romans, The Tower of London, welcher zur Zeit der Thronstreitigkeiten zwischen Johanna Grey und der blutigen Marie spielt, eine von den Zinnen des Tower gewonnene Aussicht, und der Verlauf der Geschichte enthält die Benutzung der Folterkammern, der Fallthüren, durch welche man Leute hinabstürzt, der Bärengruben, wo man mit den Ungeheuern zu kämpfen hat, der Schaffote auf dem Hof, wo man Leute hinrichtet u. s. w. Als Arabesken sind diesmal keine Gespenster, nicht einmal Hexen, sondern Riesen und Zwerge benutzt, die einem Spaß machen. Hauptheld in dieser, wie in seinen sämtlichen Novellen ist der schon bei Gelegenheit der französischen Romantik geschilderte Maschinist, der immer ein rechter Teufel ist. Diesmal ist es Simon Renard, der kaiserliche Gesandte, der auch in Victor Hugo's Marie Tudor die nämliche Rolle spielt. — In einem zweiten Roman: Old St. Pauls: a tale of the plague and the fire (eine Erzählung von der Pest und vom Feuer) ist die Construction die nämliche; in der Schilderung, wie die alte Paulskirche abbrennt, und wie sämtliche Leute, die darin sind, an den verschiedensten martervollen Todesarten sterben, ist eine unglaublich ekelhafte und gewissenhafte Virtuosität angewendet; und wem das Feuer noch den Gaumen nicht hinlänglich kitzelt, dem wird von der Pest noch ein krä-

tigerer Schnapps dargereicht. — Rookwood, meines Wissens die erste unter seinen Erzählungen, enthält nur Gespenster, Mörder, Räuber, Diebe, Todtengräber und Hexen; die Phantase, mit welcher der Dichter eine wilberregte, fieberhafte, in die Maserei eines erhitzten Traumes hinüberspielende Bewegung schildert, ist zuweilen bewundernsworth. — Crickton spielt am Hofe Heinrich's III. von Frankreich und der Catharine von Medicis; den Hauptinhalt bildet die von astrologischen Phantasien gewürzte Giftmischierei, das historische Detail à la Victor Hugo geht nebenher. — In Windsor Castle, welches unter Heinrich VIII. spielt, ist der Held, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt habe, ein Mittel ding aus Teufel, Gespenst und Spitzbube. — Jack Sheppard behandelt zwar nur die Geschichte eines berühmten Diebes und dessen wunderbare, über alle orientalischen Fabeln hinausgehenden Entweichungen aus dem Kerker; aber das eigentliche Interesse concentrirt sich doch um den nicht minder berühmten Diebesfänger Jonathan Wild, den Maschinisten, dem im Foltern, Hängen u. s. w. Niemand gleich kommt. — Guy Fawkes, einer der Hauptagenten bei der Pulververschwörung, hat schon wieder einen mehr träumerischen Anstrich; die Foltern und Hinrichtungen, denen man die Katholiken unterzieht, reichen nicht mehr aus, es ist ein renommirter Geisterbeschwörer aus jener Zeit (unter König Jakob I.) da, welcher das schauerlustige Publikum mit der hinlänglichen Zahl in's Leben galvanisirter Gespenster versetzt. — Zwei andere Romane, St. James's or the court of Queen Anne und The Miser's daughter, kenne ich nicht, hege aber nicht den geringsten Zweifel, daß sie in allen Stücken der obigen Charakteristik entsprechen. — In dem neuesten Werk, den Hexen von Lancashire, ist der Verfasser in seinem eigentlichen Felde, er braucht sich nicht weiter zu geniren, der Teufel tritt theils in eigener infernalischer Person auf, theils in der Gestalt eines alten Raters, theils als Doppelgänger ehrlicher Spießbürger; es werden Hexensabbate gefeiert, wo man Kinder frist und alle möglichen anderen Greuel mit einander begeht; es treten Urhexen auf, mit langen Bärten, einem Bärenrachen, triefenden und zuweilen feuerspeienden Augen; zum Ueberfluß gehen auch noch einige Gespenster um, die einige junge Edelleute zum Tanz auffordern und so lange mit ihnen herumwalzen, bis sie in wahrer Todeserschöpfung zu Boden sinken. Und bei diesem ungeheueren Maschinismus kann man immer sagen: tant de bruit pour une omelette! Denn es wird mit den schrecklichsten Wundern nichts weiter bezweckt, als irgend einen Main ein Paar Fuß weiter zu rücken u. dgl. Zuletzt wird die ganze Brut verbrannt — die Hexerei haftet nämlich mit einer gewissen Prädestination an bestimmten Familien, deren sämtliche Mitglieder schielen, bis auf die Hexenkönigin, welche eigentlich eine brave Frau ist, und zuletzt bereut, Thränen vergießt, und so nach ihrer Verbrennung zu Gnaden aufgenommen wird.

Das Wunderliche dabei ist nur, daß König Jakob, der große Hexenriecher, und seine Agenten, so wie der Pöbel, welcher mit seinen Feuer- und Wasserproben gegen die alten und jungen Hexen wüthet. — Niemand weiß den Pöbel in seiner teuflischen Gestalt so trefflich darzustellen, als die englischen Novellisten — daß diese Anwälte der Gerechtigkeit, deren Hexenverfolgung, wenn die angegebenen Umstände alle wahr wären, nicht nur höchst zweckmäßig, sondern sogar tugendhaft zu nennen wären, denn sie setzen sich jeden Augenblick der Gefahr aus, vom Satan gefressen zu werden, was zuweilen auch wirklich geschieht, daß diese würdigen Personen fortwährend lächerlich gemacht werden. — Ainsworth ist eben nicht vollständig verrückt, er treibt die Verrücktheit nur in seinen Mußestunden, und dann tritt der alte Commonsense wieder hervor, und er schüttelt den Kopf über seinen eignen Unsinn, den er historischen Figuren imputirt.

— Die ganze Geschichte macht den Eindruck eines Fiebertraums. Im Traum, wo die höheren Functionen des Geistes aufhören, finden wir uns alle als feig, boöhaft, in beständigem Entsetzen; wir jagen mit hegenartiger Geschwindigkeit einem unbekanntem Ziele nach, durch Mauern und Wälder, es gibt keine feste Realität, die unsern Flug aufhalten könnte, und doch bewegen wir uns im Kreise und sehen uns plötzlich an den alten Ort des Grauens zurückversetzt, wo dann das frühere Entsetzen uns auf's Neue von dannen peitscht. — Wir sind, namentlich wir Deutschen, noch immer viel zu tolerant gegen diese Poesie des Wahnsinns. Wir lassen uns von Justinus Kerner noch immer seine blödsinnigen Hirngespinnste als baaren Ernst aufstischen, und zerbrechen uns dann den Kopf, entweder sie pragmatisch aufzulösen, oder mit naturphilosophischer verschlafener Mystik in ihnen die Spuren einer höhern, geheimnisvollen Welt zu suchen. Freilich ist das Grauen vorhanden, es ist eine Seite des menschlichen Gemüths, die ihr Recht der Darstellung hat, wie jede andere; aber der Dichter soll es so geben wie es ist, als Nachtseite des Geistes, die nicht außer ihm ist, sondern in ihm selbst. Der Wahnsinn gehört in's Irrenhaus, im Sonnenlicht der Poesie sollen die nächtlichen Larven ihren Tummelplatz nicht finden.

Pendennis. Roman von Thackeray. — Der Verfasser hat sich durch seine Snobs aus dem PUNCH und durch seine Vanity Fair sehr schnell einen Ruf erworben, der selbst Dickens in Schatten zu stellen droht. Der PUNCH hat auch in Deutschland ein ziemlich zahlreiches Publikum; wer nicht so viel Englisch versteht, um über die Witzlachen zu können, unterhält sich an den Bildern. Meister PUNCH hat vor seinen französischen und deutschen Rivalen, dem Charivari und den Fliegenden Blättern, einen wesentlichen Vorzug: Satyre und Humor sind bei ihm nicht in abstracter Trennung, der Humor gewinnt Fleisch durch das Portrait und das bestimmte Ereigniß, und das empirisch aufgenommene Material der politischen Satyre wird idealisirt durch köstliche Laune. Der Charivari ist eigentlich ohne allen Humor, wie im Grunde die Franzosen überhaupt; seine ausgeführten komischen Darstellungen beschränken sich auf drei Masken, die beständig wiederkehren: die Grisette mit ihrer reizenden, halb naiven Coquetterie, den jovialen Militär, der mit seinen mörderischen Sporen die Herzen aller hübschen Dinen zerreißt, und den bon bourgeois mit den krummen Beinchen und dem blöden Blick, für welchen jedes edle Gemüth Mitleid empfinden muß. Die eigentliche Satyre, z. B. die von Cham, hat keinen andern Werth, als der in der Beziehung auf ihren Gegenstand liegt, ein selbstständiges Bestehen kommt ihr nicht zu, sie ist eine Frazze. Die Fliegenden Blätter, deren Humor in Privatdingen den Englischen noch übertrifft, waren mit ihrer Satyre bis dahin unglücklich, sie hatte sich, da ein öffentliches Leben nicht vorhanden war, in allegorische Anspielungen verloren, die immer unkünstlerisch sind, und kam beständig auf die Censurscheere zurück. Die vorigen Jahre haben uns auch in dieser Beziehung weiter gebracht; die Communistenchefs waren schon ein ganz vortrefflicher Anlauf, seitdem sind die Bühlhuber und Piepmeyer an die Stelle der Eisele und Beisele getreten, und die Däguerotypen aus der Paulskirche haben eine so große Menge von Porträts bei der deutschen Nation popularisirt, daß es uns bei einiger Geschicklichkeit in den Ideen an einem zweckmäßigen Gegenstande nicht mehr fehlen kann. Wir sind nur noch immer zu blöde und zu unbeholfen in unserm Witz, wie sehr wir über Piepmeyer lachen, wir Piepmeyern alle selber noch gar zu sehr, um ihn in freier, kühner Objektivität zu fassen. Der Engländer hat über seine Beel's, Ruffel's, d'Israel's, den eisernen Herzog u. s. w. eine so uner schöpfliche Fülle vor-

trefflicher Travestien ausgedacht, daß auch der Witz nicht mehr verlegen kann; Tories, Whigs und Radikale studiren mit gleichem Wohlgefallen das Evangelium des allein seligmachenden Bunch.

Der neuere englische Roman erhält durch die Form, in der er erscheint — die Monatshefte und die begleitenden Bilder, einen eigenen Charakter. Durch das periodische Erscheinen wird der historische Zusammenhang loser, dagegen hält man sich durch Vermittelung der Bilder wenigstens an den Aeußerlichkeiten der Charaktere fest, und der Dichter selbst verliert ihre Gestalt nicht aus den Augen. Es ist das dem Wesen der englischen Literatur überhaupt eigen, daß die Detailarbeit mit der größten Sauberkeit ausgeführt wird, während der historische Zug, der die Aufmerksamkeit gewaltsam mit sich fortreißt, fehlt. Darin ist jeder Franzose weiter.

In *Vanity Fair* sind die Bilder, wie ich höre, vom Verfasser selbst. Sie unterscheiden sich von denen, die Dickens' Werke begleiten, wie Tag und Nacht. Mit seltenen Ausnahmen sind diese Karikaturen, der Spas wird in ihnen in noch viel dickeren Farben aufgetragen als in der Dichtung selbst, was viel sagen will. Die Zeichnungen bei Thackeray sind fein, geistreich und sauber wie seine Schilderungen. Thackeray ist einer der größten Anatomen des menschlichen Herzens; mit spielender Leichtigkeit taucht er seine Sonde in die geheimsten Spalten unseres geistigen Organismus hinab, und die Hand, die uns zerlegt, ist so leicht, daß sie uns nicht verletzt. Keine Spur von jener Festigkeit im Scherz, von jenem renommirenden Humor, über den wir bei Boz fortwährend lachen müssen. Eben so wenig jene Sentimentalität, die sehr energisch auftreten muß, um jenen Späßen das Gegengewicht zu halten. Aber sein Humor selber ist sentimental; wie sich unter seiner Hand die Stärke, die Tugend in Schwäche verwandelt, daß wir die Umkehr kaum merken, können wir doch darüber nicht lachen, ein trüber, nebliger Himmel breitet sich über diese bunte Welt und setzt die der Anlage nach glänzenden Farben zu verschiedenen Nuancen des Grau herab. Das Menschenherz ist ein eitles Ding und seine Weisheit ist Thorheit, seine Liebe eine Einbildung, seine Hoffnung ein Traum. Das ist die Melodie, welche in allen Variationen von *Vanity Fair* wiederklingt. Wir sind in die bittere Wirklichkeit verstrickt, das Ideal ist vollständig erloschen, der Glaube eine Lüge geworden. Es ist ein ängstliches Gefühl, das er in uns zurückläßt, eine häßliche Welt, die er uns zeichnet, so schön er sie zeichnet, denn die Wirklichkeit, vom Ideal getrennt, ist das Häßliche. Daher sind wir auch nie gespannt, wir werden von der Leidenschaft nicht fortgerissen, wo wir im Leben nur ein eitles Spiel erkennen, wir können nicht hoffen und nicht fürchten, wo wir keine Zukunft sehen.

Vanity Fair hatte den Titel: eine Novelle ohne Helden. In *Pendennis* ist der Held vorhanden, die Form schließt sich den altenglischen biographischen Romanen an. Die Feinheit der Zeichnung, der Reichthum der Anschauungen — denn Thackeray verbreitet sich über sämtliche Sphären der britischen Gesellschaft, und hat auch darin einen großen Vorzug vor Boz — ist eben so sichtbar als in dem vorigen Roman. Aber auch die nämliche melancholische Resignation! Und überdies scheint die beschränktere Form die kühne Grazie der Bewegungen einzuengen. Doch verschieden wir unser Urtheil bis zur Vollendung des Werks.